

Weil Gott die Liebe ist

Man sollte beim Anhören dieser Kantate versuchen, die gängigen Klischees von Weihnachten zu vergessen. Diese Kantate möchte nicht mit pastoraler Hirtenromantik oder mit Festtagsglanz in Musik setzen, womit man heutzutage ohnehin beständig überschwemmt wird. Vielmehr soll die Kantate dazu beitragen, sich dem Sinn dieses Festes wieder mit Staunen, auch mit Furcht und unsicherer Erwartung zu nähern, damit die Erfüllung der Botschaft dieses Festes umso reiner und ehrlicher aufgenommen werden kann. Zwar ist die Kantate in ihrer Gänze zeitlich zu Epiphantias einzuordnen, wovon der Choral „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ zeugt, der diesem Tag seinen Text und seine Melodie schenkt und der in drei der Kantatensätze eine große musikalische Rolle spielt; doch steckt die Kantate vom ersten Satz an auch einen Rahmen ab, der bereits in der Adventszeit beginnt, in der Zeit des Wartens, des Fastens, des in sich Kehrens, des Bangens, des Sehns. Der Text von Klaus Nagorni „Und halte alles hin“ drückt diese Erwartung aus, wirkt zunächst einmal düster aber auch auffordernd, appellativ mit seinen vielen Imperativen (Geh, sammle, wirf, nimm, sammle, halte, sieh), aber aller Schmerz, der sich in der erwartungsvollen Adventszeit der Ankunft des einen Lichtes entgegensehnt, wird in dieser Zeit der Sammlung zusammengetragen, um geheilt zu werden. Der Morgenstern kündigt sein Erscheinen an, wirft schon mal seinen Schein voraus, lässt Hoffnung aufschimmern.

In diesem Satz ist die Choralmelodie, die als ganze tatsächlich verwendet wird, nur Steinbruch für die musikalische Erfindung. Besonders wichtig ist die eröffnende steigende Quinte („wie schön“), die hier wie ein feierliches Signal die Menschen ruft und auffordert, sich zu besinnen. Die Aufhellung bei „Dem Schein, der alle Nächte lichtet“ wird vor allem durch den melodischen Terzfall bewirkt, der im Choral zu den Worten „lieblich, freundlich“ erklingt. Aber kundige Hörer werden den Choral in diesem ersten Satz wohl nur schattenhaft erkennen können, obwohl die Choralmelodie immer Ausgangspunkt für jede kompositorische Gestalt darstellt. Das ist aber auch gut so: Der Stern kündigt sich erst an, noch müssen wir durchs Dunkel wandeln.

Im zweiten Satz, der Sopran-Arie „Sterne“ nach einem Text von Bernd Höppner, wird das Chorallied vielfältig variiert. Die Flötenfigur zu Beginn, als musikalisches Symbol für das Blinken eines Sternes, wird ebenso aus ihm gewonnen, wie das Instrumentalzwischenspiel, welches als Sinnbild unserer verzerrten Sicht auf Weihnachten durch den oberflächlichen Trubel, den Kommerz, den Kitsch, den Choral staucht und quetscht und pervertiert.

Der Text der Alt-Arie des dritten Satzes ist der einzige der Kantate, der nicht vom Stern spricht, sondern von Kindern und zuletzt natürlich von *dem* Kind Jesus. Jedes Kind ist ein Geschenk und eine Verheißung für die Welt, in jeder Geburt spiegelt sich auch die Geburt des Jesuskindes wider. Die Arie verfolgt die Idee eines organischen Wachstums: Immer mehr Instrumente treten dazu, die Melodie des Solo-Alts wächst mit jeder Strophe weiter, blüht auf, bildet Ableger, in jeder Strophe werden die einzelnen Silben des Textes mit je einem Ton mehr gesungen (1. Strophe: 1 Ton pro Silbe, 5. Strophe: 5 Töne pro Silbe). Der Chor kommentiert das Gedicht mit den Bibelversen „Das Wort ward Fleisch“. Der Satz ist zeitlich also in der heiligen Nacht angesiedelt.

Der letzte Satz schließlich lässt den Choral in seiner originalen Gestalt aufleuchten: Die beiden Solistinnen singen die erste Choralstrophe im Quintkanon über dem Chor, der Bernd Höppners Text „Weil Gott die Liebe ist“ vorträgt. Der Schein offenbart sich in der Liebe

Gottes, nicht jubelnd laut, sondern warm und verinnerlicht, behutsam. Fagott und Horn spielen unablässig das tiefe G als tragenden Grundton, die Oboe umspielt die Chormelodie wie in einer Bachschen Choralbearbeitung.